

*Michael Theobald*

## Dankrede nach Verleihung des Theologischen Preises

### Vom Über-Setzen und von anderen Grenzüberschreitungen

Sehr geehrter Herr Erzbischof Dr. Franz Lackner, verehrte Äbtissinnen und Äbte, sehr geehrter Herr Rektor, Prof. Schmidinger, sehr geehrter Herr Kollege Hoff samt allen Mitgliedern des Kuratoriums, darunter vor allem Marlis Gielen, meine geschätzte neutestamentliche Kollegin in Salzburg, sehr verehrter lieber Herr Wohlmuth, liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Studentinnen und Studenten, sehr geehrte Damen und Herren!

„Von Herzen – Möge es wieder zu Herzen gehen!“ Dieses Motto setzte Ludwig van Beethoven über seine *Missa Solemnis*, und im Libretto der vorletzten Oper Wolfgang Amadeus Mozarts heißt es: „Wie stark ist nicht dein Zauberton, / weil, holde Flöte, durch dein Spielen selbst wilde Tiere Freude fühlen ...“. Es ist die Musik, die Feindbilder überwindet, Grenzen überschreitet, weil ihre Sprache, kommt sie von Herzen, allen Orts verstanden wird und zu Herzen geht. Sie bedarf keiner Übersetzung, sie will gehört werden, dann ereignet sich Verstehen jenseits der Worte. Menschen, die sich fremd sind, finden durch sie für einen glücklichen Moment zusammen. Sie erfordert wohl die Anspannung aller Kräfte der Musiker, aber wenn sie erklingt, ist sie wie eine Verheißung, ein Geschenk in zerrinnender Zeit. Dem Exegeten der Heiligen Schrift, der sich über die biblischen Texte wie über alte Partituren beugt, um sie wieder und wieder zu analysieren und ins Heute zu übersetzen, kommt sie vor wie ein Wunder der Leichtigkeit, ein Hör- oder Sprachenwunder, wie er es nur vom lukanischen Pfingstfest her kennt.

Verehrte Anwesende! Ich gestehe, dass ich mich über die Verleihung des Theologischen Preises der Salzburger Hochschulwochen an meinen Bruder und mich in dieser Stadt grenzüberschreitender Kultur und Musik, die uns so viel bedeutet, außerordentlich freue;

sie ist eine große Ehre, die mich auch ein wenig beschämt. Gestatten Sie mir, meiner Dankbarkeit Ausdruck zu verleihen, indem ich zum Thema der Hochschulwochen, den Stab meines Bruders aufgreifend, aus bibeltheologischer Perspektive ein paar Gedanken anfüge. Grenzen sind notwendig, auch die Grenzen unserer eigenen Sprache, die wir von Kindheit an bewohnen, in der uns zu äußern unsere spezifische Individualität ausmacht. Aber die Sprache des Anderen zu verstehen, von der einen zur anderen Sprachinsel überzusetzen und dadurch gastfreundschaftliche Begegnung über die Grenzen hinweg zu ermöglichen, ist Kennzeichen nicht nur eines gelingenden europäischen Projekts. Es ist auch im Licht des Pfingstwunders ein Wesensmerkmal des Gottesvolks. Gehen wir also wenige Stationen der Apostelgeschichte mit, die das veranschaulichen.

In der Pfingstperikope, Apg 2, heißt es bekanntlich: „Sie entsetzten sich alle und staunten und sagten: Seht, sind das nicht alles Galiläer, die da reden? Und wie hören wir sie, ein jeder in unserer eigenen Sprache, in der wir geboren sind: Parther, Meder und Elamiter und die Bewohner von Mesopotamien und von Judäa und Kappadozien, Pontus und Asien und Phrygien und Pamphylien, Ägypten und den Gegenden von Libyen gegen Kyrene hin und die hier weilenden Römer, sowohl Juden als Proselyten, Kreter und Araber – wie hören wir sie von den Großtaten Gottes in unseren Sprachen reden? Sie entsetzten sich alle und waren ratlos und sagten einer zum anderen: Was mag dies wohl sein?“ (Apg 2,7–12).

Ja, auch wir fragen uns: Was mag dies wohl sein? Wer sind diese Menschen, die Lukas hier in Jerusalem zum Fest versammelt sieht? Es sind alles Juden aus der weltweiten Diaspora, weshalb das Sprach- oder Hörwunder auch jüdisches Erbe aufgreift: Die Erzählung von Gottes Großtaten sollte nicht nur in Hebräisch, sondern auch – so die nicht zu überschätzende Leistung des hellenistischen Diasporajudentums – in Griechisch, der damaligen Weltsprache, gehört werden können. Die Pfingstperikope hebt das ins Grundsätzliche. In allen Sprachen der Welt verstanden zu werden, bei den Menschen in ihrer je eigenen Muttersprache anzukommen, ist nichts Sekundäres, das auch noch zum Wort Gottes hinzukäme, sondern bezeichnet nach jüdisch-christlichem Verständnis sein Wesen: es ist ein Wort für jeden, an jedem Ort und für jede Zeit.

„Verstehst du auch, was du liest?“ fragt Philippus in Apg 8 den Äthiopier auf der „Straße, die von Jerusalem nach Gaza hinabführt“, einst miteinander verbundene Städte. Der Äthiopier, ein Freund des Judentums, der in Jerusalem anbeten will, ist der erste Afrikaner aus dem Gebiet des heutigen Sudan, der sich taufen lässt. Wenn Philippus ihm die Jesaja-Rolle erschließt, die der sozial hoch stehende Beamte wohl in ihrer griechischen Übersetzung zu lesen vermag, veranschaulicht dies in exemplarischer Weise, dass es der menschlichen Begegnung bedarf, des Gesprächs, damit der alte Text in der Gegenwart der Menschen auch ankommt. Ihre Begegnung beschließt Lukas mit der wunderbaren Notiz: Der Äthiopier „ging fröhlich seines Weges“ (Apg 8,39), was doch heißt: Er geht seinen eigenständigen Glaubensweg (vgl. Apg 9,2; 19,9.23; 22,4 etc.), der ihn nach Afrika zurückführen sollte, und er geht ihn fröhlichen Herzens. Und dies nach der Darstellung des Lukas, noch bevor Paulus den Schritt nach Europa tut, wie ihn die berühmte Episode von seinem Traumgesicht inszeniert, in dem ein Makedonier, der sein Land und sein Volk repräsentiert, ihm bittend zuruft: „Komm herüber nach Makedonien und hilf uns!“ (Apg 16,9).

Lassen Sie mich hier kurz innehalten. Wenn Paulus bangen Herzens per Schiff von Troas nach Samothrake übersetzt, dann findet er am anderen Ufer zwar auch wieder griechisch denkende und sprechende Menschen vor, aber für uns heute mag sein Schritt nach Europa tiefere symbolische Bedeutung annehmen. Er könnte für ein anderes grundsätzliches Wagnis stehen, das der Übersetzung aus der einen in die andere Kultur und Sprache, ein Wagnis, denn es schließt Veränderung und Transformation ein, neue kreative Sinn-schöpfung. Für dieses Wagnis steht das Neue Testament selbst ein. Es hat die Worte Jesu nicht archiviert, nicht nur getreu aus dem Aramäischen ins Griechische übersetzt, sondern sie aufgrund neuer Glaubenserfahrungen vielfältig variiert, ja sogar Worte in seinem Namen neu geschaffen, in der Überzeugung, dass so der gegenwärtig geglaubte Herr in nicht vorherzusehenden Situationen selbst aktuell zur Sprache kommt. Einer der eindrucklichsten Belege dafür sind die tiefgreifenden Unterschiede zwischen den Evangelien: Der johanneische Christus spricht ganz anders als der synoptische, was Friedrich Schleiermacher mit der großen Differenz zwischen dem Sokratesbild des Xenophon und dem des Platon verglich. Das vierte

Evangelium beruft sich für seine Besonderheit auf den „Parakleten“, den „Beistand“ des Geistes, der an Jesu Worte erinnert und sie erst in der Erinnerung zu verstehen gibt. So entstehen – entsprechend den unterschiedlichen ekklesialen Orten – auch unterschiedliche Erinnerungsgestalten, eine johanneische und drei synoptische, eine Pluralität, in der sich das frühchristliche Netzwerk der Ekklesien spiegelt. Uns macht das Johannesevangelium Mut, im Vertrauen auf den Parakleten, der in die Wahrheit führt, Jesus auch heute neu zur Sprache kommen zu lassen – im Wissen um die Würde jeder, also auch unserer Zeit.

Johannes ermutigt uns also zu einer derartigen „Übersetzung“, aber diese fordert auch Mut von uns wie von der Ekklesia insgesamt, damals wie heute. Das möchte ich kurz an einem Beispiel von hoher Aktualität erläutern, der Frage, welche Rolle Jesus für den Umgang der Kirche mit wiederverheirateten Geschiedenen in ihrer Mitte spielen sollte (vgl. M. Theobald, *Jesu Wort von der Ehescheidung. Gesetz oder Evangelium?* in: ders., *Jesus, Kirche und das Heil der Anderen* [SBAB 56], Stuttgart 2013, 37–58). Wahrscheinlich gibt Mk 10,9 ein Wort Jesu wieder, wenn nicht wörtlich, so doch intentional. Dafür spricht, dass sein Kern auch bei Paulus belegt ist. Es lautet: „Was Gott verbunden hat, das soll der Mensch nicht scheiden“ – nicht: „darf“, wie die Einheitsübersetzung – und nur sie – den Satz, ihn ins Juridische wendend, wiedergibt. Bei Paulus klingt er so: „die Frau soll sich vom Mann nicht scheiden“ – „der Mann soll die Frau nicht entlassen“ (1Kor 7,10f.). In einem anderen Wort, dessen mutmaßliche Urgestalt sich aus den verschiedenen neutestamentlichen Fassungen nur hypothetisch rekonstruieren lässt, identifiziert Jesus in prophetischer Provokation gegen die gängige vom Mann diktierte Scheidungspraxis, was im jüdischen Umfeld landläufig nicht zusammengehört: Scheidung bzw. Entlassung und Ehebruch, gegen den der Dekalog sich richtet: „Jeder, der seine Frau entlässt, der begeht Ehebruch!“ Im Zwölfprophetenbuch heißt es bei Mal 2,14: „JHWH ist Zeuge zwischen dir und der Frau deiner Jugend, die du betrogen hast, wo sie doch deine Gefährtin und die Frau deines Bundes ist“. Gottes Bund mit seinem Volk erheischt nicht nur Treue zu ihm, sondern auch Treue untereinander, auch und gerade in der Ehe. Um diese Treue geht es auch Jesus, die er als Gewissensnorm einschärft, ohne sich damit auch schon auf das

Feld der Halacha, der konkreten gesetzlichen Normen, zu begeben, was er auch nicht beim Sabbatgebot tut: „Der Sabbat ist für den Menschen da, nicht der Mensch für den Sabbat“. Wie diesem im wahrsten Sinne des Wortes humanen Grundsatz in der konkreten Gesetzgebung zu entsprechen sei, interessierte Jesus nicht. Er war eschatologischer Prophet, kein Schrift- oder Rechtsgelehrter.

Umso bedeutungsvoller ist aber dann die Art und Weise, wie die Theologen des Neuen Testaments mit der Gewissensnorm Jesu umgehen, wenn sie, konfrontiert mit den menschlichen Grenzen und dem menschlichen Scheitern, sein Wort in ihre Situation „übersetzen“. Paulus war der erste, soweit wir wissen, der sich genötigt sah, für einen konkreten Fall pastorale Hilfe zu geben. Dabei hält er fest, dass Jesu Wort für alle verheirateten Christen verbindlich ist. Doch was tun, wenn in Korinth eine verheiratete Frau zur christlichen Gemeinde konvertiert, ihr Mann diesen Schritt aber nicht billigt und sich von ihr scheiden will? Die Antwort des Paulus, die er in eigener Verantwortung erteilt, lautet: „Er (der nicht-gläubige Partner) soll sich scheiden. Der Bruder oder die Schwester (also der christliche Partner) ist in solchen Fällen nicht sklavisch gebunden“ (1Kor 7,15), was wohl heißt: er ist frei für eine Wiederheirat. Jacob Kremer, der große und aus tiefer kirchlicher Empathie wirkende Wiener Neutestamentler, merkte hierzu an, dass Paulus Jesu Gebot gerade „nicht als starres Gesetz aufgefasst hat, das überhaupt keine Ausnahmen kennt“ (Der erste Brief an die Korinther [RNT], Regensburg 1997, 143). Wenn das kanonische Recht 1Kor 7,15 allerdings zu einem Sonderfall und Ausnahmegesetz für religionsverschiedene Ehen, zum sog. „Privilegium Paulinum“ stilisiert, verkennt es die hermeneutische Relevanz des paulinischen Bescheids: Paulus versucht Eheprobleme seiner Gemeinde im Sinne des „Herenworts“ in Freiheit zu lösen. Das hat exemplarische Bedeutung im Blick auch auf andere Probleme, von denen er noch nichts ahnen konnte, die aber ebenfalls einer pastoralen Lösung harren.

Paulus ist – das sei hinzugefügt – im verantwortungsvollen Umgang mit dem Wort Jesu kein Einzelfall. Matthäus – und er ist hier Sprecher seiner syrischen Ekklesia – „übersetzt“ es gleichfalls in die eigenen Koordinaten, „schreibt“ es „weiter“ und fügt die berühmte Ausnahmeklausel ein: „Jeder, der seine Frau entlässt – abgesehen vom Fall (oder: außer bei) Unzucht –, der liefert sie dem Ehebruch

aus“ (Mt 5,32 par. 19,9). Die Forschung ist sich schon längst darin einig, dass hier keine illegitimen Verwandtschaftsbezüge als Nichtigkeitsgrund für eine Ehe namhaft gemacht werden, sondern Ehebruch, durch den die Ehe in der Auslegung von Dtn 24,1–4 bereits zerstört ist, was den rechtlichen Vollzug der Scheidung nach sich zieht, es sei denn, ein Neuanfang aus dem Geist der Versöhnung heraus ist möglich (vgl. Mt 18,21f. etc.). Die mathäische Gemeinde rechnet also realistisch mit dem Scheitern der Menschen, mit der oft aporetischen Spannung von Anspruch und Wirklichkeit. Sie setzt damit Impulse, die in den Kirchen des Ostens, die sich auf Mt 5,32 berufen, schon auf dem Konzil zu Nizaea, Canon VIII, zu eigenen Lösungen führten (vgl. zuletzt H.-R. Seeliger, Vom Konzil erlaubt. Nicaea und die Wiederverheiratung Geschiedener, in: ThQ 192 [2012] 305–312). Gerade die plurale Mehrfach-Überlieferung des Jesus-Worts mit seinen unterschiedlichen neutestamentlichen Adaptionen verpflichtet zu ökumenischem Respekt vor den Wegen der anderen Kirchen wie zur kritischen Relativierung der je eigenen Tradition. Dass der „Katechismus der Katholischen Kirche“ von 1993 Mt 5,32 und 19,9 mit Schweigen übergeht, ist auf diesem Hintergrund nur ungut zu nennen.

Gewiss kann bei dieser und weiteren Fragen auf dem Feld von Ehe und Familie allein die von Papst Franziskus mit großem Freimuth angekündigte Römische Bischofssynode weiterführen, wobei sich alle einig sind: In einer Zeit, da Scheidung und Wiederheiratgang und gäbe sind, vermag gelebte Treue in der Ehe heute ein starkes Zeichen der Nachfolge Jesu zu sein. Sein Wort ist Evangelium, nicht Gesetz – Zuspruch, nicht Verdammung. Wenn wir als gerechtfertigte Sünder, denen ein Neuanfang geschenkt wird, zur Eucharistie geladen sind, dann wäre dieses Geschenk versöhnlicher Gastfreundschaft ohne leibhaftiges, gemeinsames Essen und Trinken schlicht gegen die Intention Jesu. Freilich ist der Ballast groß, den wir als Kirche von unserer Tradition her mit uns herumschleppen. Wolfgang Trilling, Neutestamentler und Oratorianer in Leipzig zu DDR-Zeiten, schrieb 1984 zur undifferenzierten Einstufung des Ehescheidungslogions als „ius divinum“ bei Ablendung seiner pluralen neutestamentlichen Adaptionen: Dies „scheint, wenn ich recht sehe, die stärkste Blockade für eine tiefgehende Reform zu sein [...]“ (Ehe und Ehescheidung im Neuen Testament: ThGl 74

[1984] 390–406: 405f.). Jesus jedenfalls wusste nichts von einem ontologisierten Eheband.

Vielleicht wird es uns wie dem schiffbrüchigen Paulus vor Malta gehen, um noch einmal auf die Apostelgeschichte zurückzulenken (Apg 27,39–28,10): Aus dem Wrack gerettet, ans Ufer der fremden Insel gespült, nennen er und seine Gefährten nichts mehr ihr Eigen. Vom „Ersten der Insel“ mit Namen Publius für drei Tage gastfreundlich aufgenommen, heilt Paulus dessen Vater und viele Kranke der Insel – so wie Jesus im Lukasevangelium. „Und sie erwiesen uns große Ehren und gaben uns bei der Abfahrt alles mit, was wir brauchten“ (Apg 28,10), notiert Lukas. Ob jemand zum Glauben kam, sagt er nicht. Uneigennützig das Handeln nach dem Evangelium ausrichten, auf dass Menschen an Leib und Seele gesunden, finden sie zum Glauben oder nicht – dies ist vielleicht der deutlichste Erweis dafür, dass trotz aller kirchlichen Schiffbrüche und in allen schmerzhaften Transformationsprozessen, in denen wir derzeit stehen, am Ende die Weitergabe des jesuanischen Erbes an die nächste Generation doch gelingt.

Sehr verehrte Damen und Herren! Ich möchte nicht schließen, ohne dass wir beide, Christoph und ich, unserem lieben Laudator, Herrn Kollegen Wohlmuth, für seine so sympathischen und freundschaftlichen Worte danken. Er hat das Brüderpaar mit seinen verschiedenen, aber doch polaren Brennpunkten perspektiv- und facettenreich gezeichnet, uns damit aber auch wieder überholend auf ein Bild hin, dem wir noch nicht entsprechen, dem wir aber – das versprechen wir – mit all unseren Kräften nacheifern wollen. Von Herzen ein Vergelt's Gott, lieber, sehr verehrter Herr Wohlmuth!